

Dankesrede

von Professor Rainer Forst

anlässlich der Verleihung des  
Gottfried Wilhelm Leibniz-Preises

am 27. Februar 2012

im Leibniz-Saal der Berlin-Brandenburgischen

Akademie der Wissenschaften

Berlin-Mitte, Markgrafenstraße 38 (Gendarmenmarkt)

Es gilt das gesprochene Wort.

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin Quennet-Thielen,

sehr geehrte Frau Ministerin Ahnen,

sehr geehrter Herr Präsident Kleiner,

sehr geehrte Damen und Herren,

es ist mir eine große Freude und Ehre, im Namen der heute auf so großartige Weise gewürdigten Kolleginnen und Kollegen einige Worte des Dankes zu sagen. Das ist freilich ob der Wucht der Ehrung, die einem zunächst die Sprache verschlägt, nicht ganz leicht. Und überhaupt bringt dieser Preis so ein Forscherleben ganz schön durcheinander. Dies nicht nur dadurch, dass man seit der Minute, in der die Sache publik wird, viele freundliche Glückwünsche entgegen nehmen darf und (fast) überall, wo man hinkommt, Leute zu Schaumweinen greifen, man aber gleichwohl ein nüchterner Geist bleiben will. Und das besonders angesichts der vielen Anfragen aus den Medien, die ganz zu Recht wissen wollen, was man erforscht hat und mit dem Preisgeld anzufangen gedenkt. Zudem muss man geduldig Nachbarn, Freunden und selbst KollegInnen, die einen mit leuchtenden Augen ansehen, erklären, dass es sich dabei um Forschungsmittel handelt.

Aber ich meine mit dem Durcheinanderbringen noch etwas Weiteres, und das hat mit dem zu tun, was wir - auf ganz unterschiedlichen Feldern - betreiben, der Wissenschaft. Für Leibniz war die Wissenschaft noch eine Art des Dienstes an Gott als „harmonia maxima rerum“, ein Erforschen und Betrachten der vollendeten Schönheit des Geschaffenen, wie er in seinen frühen Gedanken (1671) zur Gründung einer wissenschaftlichen „Sozietät“ schrieb, die schließlich 1700 eingerichtet und deren erster Präsident er wurde - und aus der die Akademie hervorging, in der wir uns heute befinden. Wie andere fortschrittliche Denker seiner Zeit versuchte er damit, empirische und philosophische Forschung nicht nur zu verbinden, sondern beides von dogmatischen Beschränkungen frei zu halten. Für uns Heutige allerdings gilt viel eher das, was Max Weber in seinem Vortrag „Vom inneren Beruf zur Wissenschaft“ (1919) schreibt, nämlich dass die Suche nach Erkenntnis nicht mehr zugleich als Weg zu Gott gilt, sondern wir an dem beteiligt sind, was Weber die „Entzauberung der Welt“ nennt: „daß es also prinzipiell keine

geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe, (...) daß man vielmehr alle Dinge - im Prinzip - durch Berechnen beherrschen könne.“ - Kann es dann aber sein, dass just im Zentrum des modernen Systems der wissenschaftlichen Entzauberung wir ein Phänomen antreffen, ja in etwas hineingezogen werden, das eben jener Weberschen Formulierung ganz zu widersprechen scheint: der plötzliche Einbruch eines unberechenbaren, ja für die Betroffenen fast magischen und folgenschweren Ereignisses? Ich meine den Anruf an einem Dezembernachmittag aus der Geschäftsstelle der DFG, in dem Frau Rogmans-Beucher einem im Namen des Herrn Präsidenten Kleiner die freudige und überraschende Nachricht überbringt, nach der dann alles anders ist.

Es wären schöne Geschichten darüber zu erzählen, in welchen Situationen uns diese Nachricht traf. Herr Riebesell erfuhr davon - ganz wie wir uns einen Ozeanologen vorstellen - auf einem Forschungsschiff vor Hawaii, wo dann Jubel ausbrach. Den Kollegen Wrachtrup traf es in Hong Kong kurz vor der Heimreise, die er gleich zum Verplanen des Forschungsgeldes nutzte, und einige, wie Frau Pannewick und ich, erfuhren mitten in Konferenzen von unserem Glück. Sie beschäftigte sich mit dem „Arabischen Frühling“ und konnte gleich weitere Treffen in Angriff nehmen, und ich hob gerade dazu an, das Verdienst- bzw. Leistungsprinzip als problematischen allgemeinen Grundsatz sozialer Gerechtigkeit zu diskutieren - und musste angesichts des Grinsens in der Runde etwas über gesellschaftliche Sonderpraktiken hinzufügen, in denen dieses Prinzip einen passenden Ort hat.

Ich will nun die religiösen Deutungsmöglichkeiten, die einem die Vorweihnachtszeit für Vorkommnisse dieser Art bereitstellt, einmal beiseitelassen und die alten Griechen bemühen, die für das Überbringen solch göttlicher Botschaften selbst einen Gott vorsahen: Hermes, den die Römer später Merkur nannten. Dieser Hermes ist ein Gott, der mir zu dem heutigen Anlass sehr zu passen scheint: Er ist (neben Athene) ein Gott der Wissenschaft, dem man die Entwicklung des Alphabets, der Tonleiter und auch der Astronomie zuschreibt; aber mehr noch, er übersetzt den Sterblichen die Botschaft der Götter, weshalb wir die Lehre vom Verstehen auch „Hermeneutik“ nennen. „Aus seinem Munde senkte sich“, so Karl Philipp Moritz, „vom Himmel eine goldene Kette nieder, bis zu dem lauschenden Ohre der Sterblichen, die der süße Wohllaut von seinen Lippen mit mächtigem Zauber lenkte.“ Dieser Hermes, der dem „logos“ Flügel verleiht, ist auch - nicht

minder passend für uns - der Überbringer der Träume, und er ist der Gott der Reisenden, also auch der „frequent scientific travellers“, die wir geworden sind. (Ich lasse hier, für die Kenner der Antike sei es gesagt, einige Eigenschaften dieses Gottes beiseite, die mit den dunklen Seiten des Daseins zu tun haben.)

An diesen Boten mit den geflügelten Schuhen, der uns Entzauberern Zaubhaftes mitteilt, fühle ich mich als Empfänger dieses Preises erinnert: Er bringt plötzlich und unvermutet große Ehre und höchste Anerkennung, und er verheißt, wie es der einstige Präsident der DFG, Hubert Markl, seinerzeit ausdrückte, eine „märchenhafte Freiheit“ des Forschens. Und jeder und jede von uns weiß, wie traumhaft das ist; wir alle haben schon vielfach ausführlichste Forschungsanträge auf dies und jenes geschrieben und viel mehr noch begutachtet. (Diejenigen, die etwa wie ich als Sprecher eines Exzellenzclusters im letzten Jahr mit der Abfassung eines umfangreichen Verlängerungsantrags befasst waren, wissen besonders, was ich meine.)

Nun aber soll es andersherum gehen: Man stellt uns einen nicht geringen Betrag zur Verfügung, der mit wenig bürokratischem Aufwand für die *noch nicht beantragte* Forschung verwendet werden kann, die riskant und mutig sein, die ins Offene vordringen darf und soll. Natürlich vertrauen wir Preisträger darauf, dass man uns nicht ganz ohne die obligatorischen „Richtlinien“ und „Merkmale“ in diese Freiheit entlassen wird, aber wir wissen, Spaß beiseite, wie wertvoll diese Spielräume sind, die der Preis schafft. So wird (unter anderem) die Sauerstoffarmut der Ozeane verstärkt analysiert werden, Methoden ausgedacht werden, riesige Datenmengen zu verarbeiten, körpereigene Abwehrsysteme untersucht werden, die Festkörperphysik vorangetrieben, postrevolutionäre Dynamiken und die Frage der Gerechtigkeit jenseits der Nationalstaaten erforscht werden - und zwar wirklich im Austausch mit denen, die in ganz anderen Gesellschaften als der unseren leben.

Viele Geräte werden dafür angeschafft werden, aber was noch wichtiger ist, es werden NachwuchswissenschaftlerInnen angestellt werden können, denen der Preis damit eine Karriere eröffnen mag (so wie mir seinerzeit die Mitgliedschaft in der Forschungsgruppe, die der Preisträger von 1986, Jürgen Habermas, ins Leben gerufen hatte). Leibniz formulierte es in seiner Schrift über die Sozietät etwas direkter als Ziel, „armen studiosis unterhalt und zugleich anstalt zu

schaffen“. Er hätte wohl, zusammenfassend gesagt, zugestimmt, dass dieser Preis die beste aller möglichen Forschungswelten eröffnen kann.

Der Dank, den wir abstaten möchten, ist vielfältig. Wir danken der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie den Verantwortlichen in Bund und Ländern dafür, die Vergabe des Gottfried Wilhelm Leibniz-Preises auf solch besondere Weise auszugestalten und nicht zuletzt: den Preis auszustatten. Wir danken allen Kolleginnen und Kollegen im Nominierungs- und im Hauptausschuss sowie (uns nicht bekannten) GutachterInnen dafür, sich mit uns befasst und uns ausgewählt zu haben - wohl wissend, dass es viele andere würdige Preisträgerinnen und Preisträger gegeben hätte und geben wird. Wir danken natürlich besonders denen, die uns für diese besondere Ehre vorgeschlagen haben. Keine Götter waren bei alledem am Werk, sondern Menschen, die sich einsetzen, auch ohne Gegenleistung. Ohne das geht es nicht.

Niemand denkt und forscht im luftleeren Raum. So danken wir all denen, von denen wir gelernt haben, indem wir mit ihnen zusammenarbeiten durften und dürfen, von akademischen LehrerInnen über KollegInnen, die einen vor Fehlern bewahrten, bis zu Postdocs, DoktorandInnen und Studierenden, die die eigene Arbeit bereichern.

Nicht zuletzt ist hier ein Dank zu erwähnen, den ich nur benennen, nicht aber stellvertretend leisten kann, da dies nur jeder und jede von uns einzeln zu tun vermag. Er gilt denen, die uns als PartnerInnen und Familie, inklusive Kinder, unterstützen, wenn wir uns der in vielen Hinsichten aufwändigen Sache der Wissenschaft widmen und dabei auch dann, wenn wir nicht unterwegs, sondern zuhause sind, gelegentlich abwesend sind.

Erwarten Sie nach all der Mythologie bitte nicht, dass wir gleich mit Flügeln aus dem Saal schweben, und abheben wollen wir ohnehin nicht, aber beschwingt sind wir schon, und beflügelt auch. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.